Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932
1915

245 (20.10.1915) Unterhaltungs-Beilage

Visual Library

Karlsruhe, den 20. Okt.

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Nummer 245 — 1915

Der heulende Derwisch.

Von Lena Christ.

Der Ropfergirgl, dem Weber sein vierter Bub — die andern drei stehen grad in Frankreich —, der ist wegen seines Haxenschusses daheim auf Urlaub.

Grad sitzt er mit seiner Mutter, der alten Ropferin, auf der wackligen Hausbank, betrachtet den großmächtig heraufziehenden Mond und die auf- und niedersteigenden Nebelschwaden drüben im Moor; da läuten sie 's Gebet. Und im gleichen Augenblick fängt vorn beim Neuwirt der alte Dackl zum Heulen und Winseln an und tut so jammerlich, daß die Ropferin mitten unterm Beten auflust und sagt: „Hundsviech elendigs! Der Grippel plärrt ja wie a Pandur!“

„Ja, akrat a so tuat er!“ meint der Girgl, „wia derselbige Derwisch . . .“

Er fängt zum Lachen an.

„Muata“, sagt er, „Muata, dessell muaß i dir jetzt no verzähln; die Gschicht von dem Derwisch.“

„Ja, bals net wieder so epps Gräuslichs is wia des Gestrige“, meint die Alte, „nachher scho; aber sinst net! I hab die ganz Nacht koa Aug zutoa vor lauter Grausen!“

„Ja no, a Sturmangriff auf a ganze Menascherie Wilde is koa Englamt!“ sagt der Girgl. „Aber des von dem Derwisch is nix solches. Also: mir kriaga da den Befehl, von unsere Schützengräben amal vorsichtig viirez'pürschen, wo die Bande grad is, obs in an Grabn san oder im Holz oder weiter hint in an Dorf.

Also guat. Der Moosmüller Xaverl, der Unteroffizier Haberl und i — mir machen uns schö stad dahin, guat versteckt, ganz verstohlens, alleweil weiter viire, ganz stad alleweil furt, vorwärts. Nixn hat si g'rührt, koa Posten war zum sehng, alles mäuserlstad.

Und mir alleweil weiter, ganz stad. Auf oamal will i was sagn — der Moosmüller aa —, aber der Haberl hat schnell abgwunken und hat gwispert: „Rauch — Feuer — Biwak! — Umzingeln, einschliaßn, fanga oder durchetoa!“

Alsdann, 's Herz hat mir scho an Augnblick pumpert bis zum Hals auffa; mir kann ja net wissen, wieviel daß eahna san — kurz und guat — i tua an Stoßseufzer, nimm's Gwehr schußbereit und schleich mi zuawe.

Und die andern zwee aa.

Mir überschaugn die Gschicht schnell — es is a kloans Häuserl Indier mit großmächtige Turban auf. — Dees sand so Hauben, verstehst, als wia enkane Pudlhauben frühers gwen hand — aber koa Pelz — lauter seidene Hadern. — Also — die Bande sitzt beim Biwakfeuer — ganz gstarre — und warmt sie und frißt. — Und spannen uns gar net.

Da plärrt der Haberl auf oamal „Hurra, hurra!“ und springt drauf los; mir zwee natürli aa glei zuawe mit Hurra und drauf los.

Jessas, warn dir die Kerl derschroka! Di ham sie gar nimma derfanga kinna!

Also — kurz und guat — mir ham des ganz Nest ausgnomma und als Gfangene hoam in unser Stellung.

Herrgott, was dees a Gaude!

No, derweil werds also langsam Nacht, mir essen ganz grüabi und freun uns über die Indischen.

Grad kimmt der Mond auffa, und drent fallt langsam d'Sunn eine in d' Wolken und abe hinterm Holz.

Da reißt auf oamal oaner nach dem andern von de Brüada sein Mantel aba, broat't 'n auf der Lettn aus, wirft si nieder und stößt sei Hirn siebnmal aufn Erdbodn hin, indem daß er schreit: „Allah il Allah“ und woaß der Teifel, was no alles.

Und oana davo verdraht auf amal d'Augn, windt und krummt sein Bauch, als wia wann er des groß' Grimma hätt — schmeißt d' Arm in die Luft und fangt o zum Schreien — zum Winseln — zum Plärrn — mir ham net anderscht denkt, als wie: der schreit si jetz no gschwind an doppelten Bruch — nachher stirbt er.

Aber er is net gstorbn und hat brav furtplärrt und a so gwinselt, daß sechs Hund, die wo alle auf oamal eahnen Schwanz unter d' Trahmbahn einebringan, net besser plärrn kinnan.

Uns is halt himmelangst worn, und mir ham unsern Hauptmann g'fragt, was da z' macha waar; aber der hat gsagt: „gar nix — dees is a heulender Derwisch.“

Gar nix. Ja no. Der Kerl hat aber a so gwerkt, daß mir gmoant ham, er kriagt Zwilling — mir ham nimmer gwißt, san mir in an Gebärhaus oder in an Narrnhaus.

Und der Mindljackl hat 'n alleweil beruhigen wollen und hat eahm a paar eineghaut und hat gsagt: „Sei do amal stad, alts Rindviech! Dees macht ja nixn, daß d' nimmer bei de andern bist!“

Aber der oa hat nix ghört und nix gspürt.

Zugredt ham mir eahm, was z' Fressen ham mir eahm gebn wolln, der Haberl hat französisch gredt mit eahm und hat gschrien: „Salle koschong verfluachta, wannst net augenblickli dein Brotladn haltst, kriagst eine solchene Grandwatschen von mir, daß dei ganze Visasch perdü is!“

Aber dees hat aa nix gholfa. Der Moosmüller hat aa gmoant, wann er eahm a paar abeziagt, daß er nachher 's Maul halt't. Aber weit gfeit. Da hat er grad no gräuslicher to.

Endli hat der Drechsler Konrad an guatn Gedanka.

„I woaß was!“ sagt er. „Mir gebn ihn ab — mir stelln ihn sozusagen aus! Da drunten unterm Berg, die Preußischen, die jammern a so, daß 's so langweili is; dene derkaafan mir 'n.“

Guat.

Is also oana abegrennt: so und so, und mir hätten a wunderne Sehenswürdigkeit gfangt — an heulender Derwisch. Wenn's 'n möchten, bräuchten sie's grad sagn; um a Flaschen Zwetschgenwasser oder drei Schachteln Zigaretten kunt's 'n haben.

Die habn natürli glei Ja gsagt und san sofort mit Volldampf angruckt um den Mondscheinbruada und ham gmoant, wunder was s' gfangt ham.

Und mir ham g'lacht und die größt' Freud ghabt, wia dees Gschroa so schö langsam über den Berg abeghallt hat und z'letzt grad mehr ganz verlorn z' hörn war.

Jetz aber am andern Tag. Unser Hauptmann kommt daher: „Na, was is's, hat sich der Derwisch scho beruhigt?“

„Ja, den ham mir nimmer!“, hats ghoaßn. Auweh. Hat's an Krach gebn.

Und der Moosmüller hätt 'n holn solln. Aber — jetz kimmt der Witz: Die Preußischen ham ihn aa nimme ghabt. Dene es dees Gschroa aa bald zwider worn. Und da ham sie 'n an die Sachsen weitergeben.

Ja. Und die ham aa glei gnuag ghabt, und ham 'n die Württemberger gschickt. Und die an d' Rheinländer. Ja. Und bis 's Tag wor'n is, hat mir 'n nimmer mehr gwißt, wo er bliebn is; ghört hat mir 'n nimmer und gsehng aa net. — Und mi siechst jetz aa nimmer, i geh ins Bett. Guate Nacht, Muata.“

Aus Feldpostbriefen.

Blutig abgewiesener Ansturm der Franzosen. Ein junger Karlsruher Parteigenosse, der die letzte abgewiesene Offensive der Franzosen mitmachte, schickt seinen Eltern aus den Argonnen folgende lebhafte Schilderung:

Nr. 4516] Argonnen, 4. Oktober 1915.

Liebe Eltern! Nachdem die schrecklichsten Tage, die ich während meiner bereits 14monatlichen Kriegsteilnahme erlebt habe, vorüber sind, möchte ich Euch eine kleine Beschreibung über den Angriff der Franzosen in den Argonnen zukommen lassen. Am 23. September morgens halb 7 Uhr setzte das Artilleriefeuer ein. Es wurden unsere Stellungen, die Laufgräben, nach rückwärts, die Reserven und die Ortschaften hinter der Front bis 20 Kilometer mit allen Kalibern beschossen. Auf unsere Stellung sowie die Reserven und Verbindungswege wurden Geschosse von 7,5, 10, 12, 15 und 28 Zentimeter geworfen, die eine furchtbare Sprengwirkung haben. Aber wir hatten großes Glück. Unsere Stellung hat sehr wenig gelitten; alle Einschläge gingen vor und hinter die Gräben. Das Artilleriefeuer dauerte 3 Tage lang, nur nachts hatten wir eine Feuerpause von 4 Stunden. Während dieser Zeit wurden die Straßen und Ortschaften beschossen. Bei Tagesanbruch begann das Konzert von neuem. Wir konnten das eigene Wort nicht mehr verstehen. So hatten wir 55 Stunden auszuhalten. Unser Befehl lautete: „Der vorderste Graben wird gehalten bis zum letzten Mann“ und wir harrten aus, ohne viel Verluste zu haben. Die Erbitterung bei uns über die Franzosen war nicht zu beschreiben. Endlich kam die Zeit, wo das Trommelfeuer begann. Das ist die höchste Feuergeschwindigkeit der Artillerie auf die Schützengräben und dauerte etwa eine halbe Stunde. Als das Artilleriefeuer verstummte, standen wir bereit in den Stollen. Nun hieß es: „Alles an die Scharten!“ Die Maschinengewehre rasselten ohne Unterbrechung und wir schossen, was aus den Gewehren herauszubringen war. Die Pioniere warfen Handgranaten und unsere Artillerie setzte ein. Drei Wellen französischer Infanterie gingen zum Sturmangriff über und wurden vollständig vernichtet. Auch den nachfolgenden gelang es nicht, an unsere Gräben heranzukommen. Als es ruhiger wurde und sich der Qualm verzogen hatte, sahen wir, was unsere Artillerie geleistet hatte. Der Angriff war abgeschlagen. Die Franzosen hatten ungeheure Verluste an Toten und Verwundeten, was sie ja auch in ihrem Bericht vom 28. September zugeben. Das Resultat des Angriffs vom französischen General Humbert gegen die Argonnentruppen war: Deutsche Gräben genommen: keine; Aufwand an Munition: ungeheuer; Verlust an Menschenleben: vorerst nicht zu zählen; Grund am Scheitern des Angriffs: die deutschen Truppen unterschätzt. Ich glaube, daß die französische Infanterie bei uns nicht mehr zum Angriff zu bringen ist, außer sie setzen Truppen ein, die noch nicht in den Argonnen gekämpft haben. In der Champagne haben sie scheints mehr Glück gehabt nach ihren Berichten. Das ändert aber an der ganzen Sache nichts. Kleine Erfolge müssen sie ja erreichen bei einem derartigen Aufwand von Munition und Menschen. F. P.

---

* **Rattenbraten und Negermusik.** Ein nicht eben sonderlich appetitliches, aber recht stimmungsvolles Stillleben in einem Schützengraben der Verbündeten auf Gallipoli zeichnet Ferri Pisani in einem an die „Stampa“ gerichteten Brief von den Dardanellen. „Während die Wachen scharfen Ausguck halten,“ so schreibt der italienische Kriegsberichterstatter, „rauchen die Mannschaften, essen oder spielen Karten. „He, Kamerad, willst du mit mir frühstücken?“ Die Frage kam aus dem grinsenden Munde eines riesigen Negers, der mich gleichzeitig in eine Ecke des Grabens zog, in der er seine Küche versteckt hatte. Und welche Küche, mein Gott! „Willst du sie sehen?“ flüsterte stolzen Tones der Senegalese, indem er mir sein „breakfast“ zeigte. Es machte ihm ersichtlich Vergnügen, sich dieses englischen Wortes zu bedienen, das er im Lager der Australier aufgelesen hatte, gleichzeitig mit einem prächtigen Topf voller Orangenmarmelade, die als Nachtisch beim Frühstück zu dienen bestimmt war. Der Neger war Mohammedaner und erklärte mir umständlich, daß er, da er keinen Wein trinken dürfe, auf das Mittel verfallen sei, seine Weinration von den Engländern gegen einen Topf guter Londoner Marmelade einzutauschen. Dagegen wäre ja auch nicht das geringste einzuwenden gewesen, wenn mein Senegalese nicht den unglücklichen Einfall gehabt hätte, zu dem Frühstück, zu dem er mich einlud, eine der riesigen Ratten zu braten, die die Schützengräben auf Gallipoli verpesten. Gewiß eine seltsame Zusammenstellung der Speisekarte, die einen unmöglichen Braten mit dem köstlichen Nachtisch aus einer der ersten Londoner Konservenfabriken zu einer Einheit zusammenkoppelte. „Du nicht mein Frühstück kosten willst,“ erklärte der Neger auf meine Weigerung, den Rattenbraten zu versuchen, „dann ich werde Musik machen“. Aus einem im Erdreich gegrabenen Loch hatte er sein kostbares Instrument hervorgeholt. Es bestand aus einer alten Konservenbüchse und einem Holzbrettchen, über das als Saiten ein paar Haare aus dem Schwanz eines Maulesels gespannt waren. Ein des Instruments würdiger Bogen entlockte dieser primitiven Violine eine seltsame, klagende, eintönige Melodie, die aus drei Tönen bestand. Der Senegalese kauerte im Hintergrunde des Grabens und spielte ohne Unterlaß die dumpfe, fadenscheinige, dem Ohr kaum wahrnehmbare Musik. Wenn ich die Augen schloß, glaubte ich das unendlich ferne Echo der Handtrommeln in einem Negerdorfe zu hören; denn der Neger bearbeitet, um sein Konzert volltöniger zu gestalten, mit den Fingerknöcheln in regelmäßigen Zwischenräumen den Blechboden der Büchse. Von der Musik angelockt, waren allmählich die andern Senegalschützen herangekommen. Ohne ein Wort zu sagen, lauschten sie traumverloren dem armseligen Musikanten. Aber man lachte nicht; aus seinen drei Noten sprach ergreifend das Heimweh dieser armen, aus ihren Sudandörfern herausgerissenen und in die Fremde verschleppten Neger, und der dünne, armselige Ton des Instruments weckte die Erinnerung an ihre Dörfer, wo heute die Frauen allein geblieben sind und nicht mehr singen, wenn sie den Mais mahlen.“

Vermischtes.

* **Teilamputation des Gehirns.** Die moderne Kriegschirurgie leistet heute dank der fortgesetzten Erfahrungen in der Chirurgie kaum glaubliches, sodaß es ein „unmöglich“ in der medizinischen Wissenschaft kaum noch gibt. Ein Fall, der kürzlich in einem französischen Feldlazarett zur Behandlung kam, ist wie geschaffen, diese Tatsache erneut zu erhärten. Die Krankheitsgeschichte des in Frage kommenden Patienten wurde denn auch der Akademie der Wissenschaften in Paris als ungewöhnlicher Fall unterbreitet und beschäftigte sie in einer ihrer letzten Sitzungen. Es handelt sich um den 21jährigen Soldaten R., den ein Granatsplitter am Kopf getroffen hatte. Er wurde sterbend mit einem schweren Schädelbruch am Hinterkopf ins Lazarett eingeliefert. Bei der sofort vorgenommenen Operation entfernte der Chirurg die hervorgetretene Gehirnmasse und zog drei Knochensplitter aus einem im Mittelteil der Gehirnmasse befindlichen Geschwür. Der Operierte wurde bald wieder hergestellt. Ein paar Tage später erlitt er einen Rückfall, der eine zweite Operation nötig machte. Wieder wurden Teile der Gehirnmasse entfernt, ein neues Geschwür im Gehirn aufgestochen und abermals Knochensplitter beseitigt. Der Soldat R. verlor infolgedessen ungefähr ein Drittel seiner linken Gehirnhälfte. Ueberraschenderweise wurde er nicht nur wieder völlig gesund, sondern es war auch keine bemerkenswerte Störung weder seiner motorischen und sensitiven Nerven noch seines Geistesvermögens wahrzunehmen. Der Patient wurde so vollständig hergestellt, daß der Arzt nicht einmal eine Minderung seiner Felddienstfähigkeit zu entdecken vermochte. Das trotz der erheblichen Verkleinerung des Gehirns restlos wieder erlangte Vermögen seiner Gehirntätigkeit ist ganz dazu angetan, unsere bisherigen Kenntnisse über die Rolle des zentralen Nervenorgans zu verwirren.

Die Kriegsmelodie des Stars. Herr Hans Eschelbach (Bonn), der kürzlich an der Westfront weilte, teilt der „Frankf. Ztg.“ eine kleine Beobachtung aus dem Vogelleben mit, die man dort in den Schützengräben gemacht hat. Bei einem Gang in der Feuerlinie hörte er in den Bäumen hinter den Gräben die Stare singen. Der Oberleutnant, der mich führt, macht mich darauf aufmerksam, daß sie hier ganz anders sängen als daheim. „Es wird wohl französisch sein,“ meine ich. „Nein, nein. Der Star ist ein Spottvogel. Er ahmt hier das Zwitschern der Gewehrkugeln nach!“ — Tatsächlich! An das bißchen Knallerei hat sich der Vogel rasch gewöhnt, das stört ihn nicht weiter. Er sitzt auf seinem Ast und hört verwundert, wie die Gewehrkugeln, die ihn nicht schrecken, weil er sie nicht sieht: ßt; ßwßt! ßwßtwßt! machen. Das kann unser Star natürlich auch. Und nun sitzt er seelenvergnügt im dichtesten Kugelregen und ahmt die Todesmelodie nach: „ßt! ßwßt! ßwßtwßt!“

* **Tommy auf Urlaub.** Seit kurzem werden die englischen Soldaten nur dann beurlaubt, wenn sie verwundet oder krank sind. Die Entziehung des Urlaubs für gesunde Soldaten ist darauf zurückzuführen, daß man in letzter Zeit nicht nur in kleinen englischen Städten, sondern auch in London mit Soldaten, die in voller Gesundheit umhergelaufen sind und sich als Helden haben feiern lassen, recht üble Erfahrungen gemacht hat. Man hat sich freilich auch in der Heimat Mühe gegeben, die Leute nach Kräften zu verwöhnen. Fast in allen Städten wurden Ausschüsse begründet, die sich die Aufgabe stellten, den beurlaubten Soldaten das Leben so angenehm wie möglich zu machen. Die Damen wetteiferten in diesem Bestreben mit den Männern. Der Tommy konnte dank dieser liebevollen Fürsorge nach Belieben jedes Restaurant besuchen, um zu essen und zu trinken, was ihm beliebte, den Alkohol natürlich ausgenommen, ohne einen Pfennig für die Zeche zu bezahlen. Die Rechnung wurde von dem Ausschuß beglichen, der den Restaurants eine Pauschale im Abonnement zahlte, wofür die Soldaten zu bewirten waren. Man kann es den Beurlaubten nicht übel nehmen, daß ihnen diese Art, ohne Geldaufwand ein vergnügtes Leben zu führen, nicht unangenehm war, und diejenigen, die nicht darauf angewiesen waren, sich freihalten zu lassen, ließen sich dafür umso ergiebiger als Helden des Tages feiern. Daher drängte sich jeder zum Heimat-Urlaub. Der Unfug nahm schließlich einen solchen Umfang an, daß Lord Kitchener einen Geheimbefehl erließ, der bestimmte, daß nur die Kranken fortan nach Haus beurlaubt werden dürften. Dagegen ist die Erteilung des sogenannten Ruhe-Urlaubs bis auf weiteres vollständig verboten.

Heiteres.

Lieber Simplicissimus! Seit neun Monaten bereits hat unsere Batterie im Wechsel mit einer anderen die gleichen Stellungen inne. Vor kurzem nun kam der Befehl, daß jede Stellung mit einer Gefechtslatrine versehen werden müsse. Rasch nahmen unsere Kanoniere die Arbeit in Angriff und in kürzester Zeit war die Sache in tadelloser Ordnung. Das Werk erhielt seine Krönung durch einen hübschen Wegweiser in Form eines ausgestreckten Armes. Unser Maler, des Hauptmanns Bursche, malte hübsch mit Oelfarbe „Zur Gefechtslatrine“ auf den Wegweiser und außerdem, um den Sinn des Ganzen recht augenfällig zu machen, einen abprotzenden Kanonier. Alles freute sich über die wohlgelungene Karikatur. Nur unserem Oberst, der für diese Art Humor wenig Verständnis zeigt, paßte die Geschichte anscheinend nicht; denn als er am nächsten Tage die Stellung inspizierte, sagte er nur: „Das Ding muß weg, derartige Sachen liebe ich nicht.“ Am folgenden Tag schon war der abprotzende Kanonier mit weißer Oelfarbe übermalt und darunter stand mit großen Lettern: „Von der Zensur gestrichen.“

Der „Eiserne Nikolajewitsch. Im Kaukasus wurde ein „Eiserner Nikolajewitsch“ errichtet. Die Türken beteiligten sich lebhaft am Vernageln. (Aus dem „Wahren Jakob“.)